

# „Lüüd, hoolt Jo fast!“ – Gedanken zur Heimat

*Christian Seeler*

„Heimatsprache“ ist ein Etikett, das manche Menschen heute gern der plattdeutschen Sprache anhängen. Und diese sogenannte „Heimatsprache“ sichert am Ohnsorg-Theater in Hamburg, dessen Schauspieler Hochdeutsch nur auf Tourneen und bei Fernseh-Aufzeichnungen sprechen, rund 80 Arbeitsplätze. Als Intendant des Ohnsorg-Theaters habe ich also auch aus beruflichen Gründen genügend Veranlassung, mir über den Begriff „Heimat“ Gedanken zu machen.

Schon in den 1930er-Jahren stellte der Vorstand der Niederdeutschen Bühne Hamburg, wie das Ohnsorg-Theater damals noch hieß, Überlegungen an, ob es perspektivisch nicht notwendig werden könnte, den Spielplan von Plattdeutsch auf gemischt Plattdeutsch und Hochdeutsch umzustellen. Hintergrund war die Tatsache, dass das Plattdeutsche in Hamburg in den Familien und auch im öffentlichen Leben immer weniger gesprochen wurde. Die damaligen Vorständler gingen von einem klaren Konnex aus zwischen dem alltäglichen Gebrauch dieser Sprache in der Hansestadt und dem Wunsch, sie auch von einer Theaterbühne zu hören. Auch heute noch denken viele Menschen so und halten die Existenz des Ohnsorg-Theaters durch die Tatsache bedroht, dass laut einer Umfrage des Instituts für Niederdeutsche Sprache in Bremen aus dem Jahr 2007 gerade in der letzten Generation der Gebrauch des Plattdeutschen in ganz Norddeutschland noch einmal dramatisch zurückgegangen ist. Wir wissen heute, dass dieser vermutete Konnex so nicht besteht. Die Zuschauer kommen ins Ohnsorg-Theater, um Plattdeutsch zu hören – auch wenn sie selbst kein Plattdeutsch sprechen. Erst wenn auch die passive Kompetenz des Plattdeutschen dramatisch abnähme, könnte sich diese Tatsache wohl bedrohlich auf die Besucherzahlen des Ohnsorg-Theaters auswirken.

Warum suchen aber rund 150.000 Menschen pro Spielzeit einen Ort auf, an dem eine Sprache gesprochen wird, die nicht unbedingt die ihre ist – jedenfalls nicht im alltäglichen Leben? Eine Sprache, die manchen den Zugang zu köstlichen Komödien und Schwänken und

zu anrührenden, anregenden Tragödien meist eher erschwert als erleichtert. Wir sind bislang auf Mutmaßungen angewiesen, denn stichhaltige sozial-empirische Studien liegen zu dieser Frage nicht vor. Für einen großen Teil der Hamburger ist das Ohnsorg-Theater vermutlich eine Stätte, die ihnen einen Baustein zu ihrer Identität stiftet. Mit dem Erwerb einer Eintrittskarte kaufen sie sich hier gewissermaßen ein Stück Heimatgefühl. Das Bekenntnis zu dieser Sprache – und sei es auch nur als Hörer und Zuschauer – macht sie zu Norddeutschen oder eben auch zu Hamburgern.

Das sprachliche Bekenntnis wäre ein kultureller Baustein zur Identitätsfindung. Andere können architektonisch sein. Auch für nichtgläubige Hanseaten ist die St.-Michaelis-Kirche, die sie liebevoll „den Michel“ nennen, sicherlich aus dem Stadtbild nicht wegzudenken. Noch andere können sportlich sein. Kaum ein Hamburger neigt in der Tiefe seines Herzens nicht doch klammheimlich einem der beiden hiesigen Fußball-Bundesliga-Vereine zu. Und auch das wirtschaftliche Herz der Stadt, der Hafen, gehört mit seinen Maritimitäten für viele zur „Heimat Hamburg“ und damit zu ihrer eigenen Identität. Gerade bei einem dem Welthandel verpflichteten Hafen wird dabei deutlich, dass das Bekenntnis zur Heimat nichts Kleinräumiges, Enges, Borniertes bedeuten muss, sondern das „Tor zur Welt“ ist. Denn er bringt uns – wenn meistens auch nur in Gedanken – hinaus in die Ferne und gleichzeitig das Ferne, Fremde zu uns nach Haus.

Ein bedeutender Hamburger, der Verleger Axel Cäsar Springer, wählte ein geflügeltes Wort des Schriftstellers Gorch Fock zum Motto eines seiner publizistischen Erzeugnisse. Das „Hamburger Abendblatt“ erscheint bis heute unter der Maßgabe: „Mit der Heimat im Herzen die Welt umfassen“. Auch Springer stand mit seinen bundesweit ausgerichteten publizistischen Aktivitäten nicht unter dem Verdacht, kleinräumig und eng zu denken. Aber für ein Hamburger Lokalblatt schien ihm dieses Motto passend. Auch ich kann Focks Wort etwas abgewinnen und – wäre es nicht schon vergeben gewesen – hätte mir vorstellen können, die Arbeit des Ohnsorg-Theaters nach diesem Leitwort auszurichten.

Als das Ohnsorg-Theater vor vielen Jahren einmal mit seinem Ensemble zu einem Gastspiel nach New York aufbrach, durfte ich selbst erleben, welche emotionale Wirkung „Heimatsprache“ haben kann, wenn sie einen an einem unerwarteten Ort begegnet. Der Pilot des

Fliegers, der uns in die Neue Welt bringen sollte, hatte offenbar erfahren, dass sich Schauspieler des Ohnsorg-Ensembles unter den Passagieren befanden. Vor dem Start begrüßte er uns überraschend mit den Worten: „Lüüd, hoolt Jo fast! Glieks geiht dat los.“

Heimat ist für mich kein statischer Begriff. Er beschreibt eher einen Prozess als einen Zustand. Das Ohnsorg-Theater ist beispielsweise nach 75 Jahren an seiner alten Spielstätte in den Großen Bleichen im Sommer 2011 an einen neuen Ort nahe dem Deutschen Schauspielhaus und dem Hauptbahnhof gezogen. Ein völlig neues Theatergebäude in der denkmalgeschützten Hülle eines traditionellen hanseatischen Kontorhauses bietet ihm seitdem eine neue Heimat. Manche langjährigen Abonnenten vermissen im neuen Haus die ihnen vertraute Enge und Heimeligkeit des alten Hauses. Das sei ihnen zugestanden. Für mich stellt der Umzug allerdings eine große Chance dar. Der im Moment modernste Theaterbau Hamburgs eröffnet uns neue Möglichkeiten, die wir am alten Standort nicht hatten. Und Theater – egal ob auf Plattdeutsch, Hochdeutsch oder irgendeiner anderen Sprache dieser Welt – lebt nun einmal von Veränderung und Entwicklung. Steht es still, dann wird es mit dem allmählichen Wegsterben seiner Zuschauer selbst sterben müssen.

Jeder Mensch sollte ein Recht auf Heimat haben, aber niemand zu einer Heimat verpflichtet werden. Neben Menschen, die zeitlebens dort, wo sie geboren wurden, bleiben, sich in ihrer Heimat wohlfühlen und weiter an ihr bauen und sie entwickeln, muss es allerdings immer auch Menschen geben, die diese verlassen. Das ist auch gut so. Und fast jeder von ihnen nimmt dabei auch ein Stück Heimat mit in die Ferne – nämlich seine „Heimatsprache“.